

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Treffen sich ein Opernsänger, eine unglückliche Frau und ihr despotischer Bankiersmann in einem Zugabteil – außerdem gibt es noch einen Gesellschafter, der der unglücklichen Frau in Madrid, wohin der Zug unterwegs ist, die Zeit vertreiben soll, wenn ihr Mann wichtigen Bankgeschäften nachgeht. Daraus muss sich nicht zwangsläufig eine Geschichte entwickeln, bei Javier Marías tut es dies aber, und zwar dramatisch, kurzweilig und zum Schreien komisch: Opernsänger verliebt sich in die unglückliche Natalie, sie betrügt ihren Mann, der erschießt sich daraufhin. Schon in diesem frühen Roman, den Marías 1986 geschrieben hat, lässt sich erkennen, was den großen Erzähler Spaniens ausmacht: Er konzentriert sich nicht auf die Handlung selbst, sondern auf die Inszenierung der Handlung, und zwar bis zur Perfektion. Ein raffinierter, poetischer und amüsant polemischer Roman über die Liebe.

»Ehemann. Ehefrau. Liebhaber. Es ist die alte Geschichte, die Javier Marías abwandelt, und doch liest sie sich bei ihm wie neu, ganz unerhört.« (Sigrid Löffler anlässlich der Verleihung des Nelly-Sachs-Preises an Javier Marías)

Javier Marías, 1951 als Sohn eines vom Franco-Regime verfolgten Philosophen geboren, veröffentlichte seinen ersten Roman mit neunzehn Jahren. Seit seinem Bestseller ›Mein Herz so weiß‹ gilt er weltweit als beachtenswertester Erzähler Spaniens. Sein umfangreiches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Nelly-Sachs-Preis sowie dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Seine Bücher wurden in über vierzig Sprachen übersetzt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de.

Javier Marías
Der Gefühlsmensch

Roman

Mit einem Nachwort des Autors

Aus dem Spanischen von
Elke Wehr

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2016

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Piper Verlags, München
Die Originalausgabe erschien 1986 unter dem Titel
›El hombre sentimental‹ bei Editorial Anagrama, Barcelona
© 1986 Javier Marías

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 1992 Piper Verlag GmbH, München

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19491-9

*I think myself into love,
and I dream myself out of it.*

Hazlitt

Ich weiß nicht, ob ich euch meine Träume erzählen soll. Es sind alte, aus der Mode gekommene Träume, die eher zu einem Jüngling als zu einem erwachsenen Mann passen würden. Sie sind überladen und präzise zugleich, etwas behäbig, wengleich voller Kolorit, wie es die Träume einer versponnenen, jedoch im Grunde einfachen Seele, einer sehr ordentlichen Seele sein könnten. Träume, die mit der Zeit etwas ermüdend sind, weil derjenige, der sie träumt, immer vor ihrem Ende aufwacht, als erschöpfe sich der träumerische Impuls in der Darstellung der Einzelheiten und lasse das Ergebnis außer Acht, als sei die Tätigkeit des Träumens die einzige noch ideelle und zweckfreie Tätigkeit. Ich kenne also das Ende meiner Träume nicht, und es mag unbesonnen sein, sie zu erzählen, ohne eine Schlussfolgerung oder eine Lehre anbieten zu können. Und doch erscheinen sie mir phantasievoll und sehr intensiv. Das Einzige, was ich zu meiner Entlastung anführen kann, ist, dass ich ausgehend von dieser Form der Dauer – diesem Ort meiner Ewigkeit – schreibe, die mich erwählt hat.

Was ich heute Morgen träumte, als es schon Tag war, ist jedoch etwas, was wirklich geschah und was mir

geschah, als ich etwas jünger oder weniger alt war als jetzt, obwohl es noch nicht zu Ende ist.

Vor vier Jahren reiste ich meiner Arbeit wegen und kurz bevor ich wie durch ein Wunder meine Angst vor dem Fliegen überwand (ich bin Sänger), eine bestimmte Zeitlang, insgesamt etwa sechs Wochen, sehr häufig mit dem Zug. Diese kurzen, ständigen Reisen führten mich durch den westlichen Teil unseres Kontinents, und bei der vorletzten dieser Reisen (von Edinburgh nach London, von London nach Paris und von Paris nach Madrid in einem Tag und einer Nacht) sah ich zum ersten Mal die drei heute Morgen geträumten Gesichter, die nämlichen Gesichter, die von damals bis heute, das heißt vier Jahre lang, (jeweils) einen Bereich meiner Phantasie, einen Großteil meiner Erinnerung und mein ganzes Leben ausgefüllt haben.

In Wahrheit ließ ich einige Zeit verstreichen, bis ich sie anschaute, als warnte mich etwas davor oder als wollte ich unbewusst die Gefahr und das Glück hinauszögern, die daraus folgen würden (aber ich fürchte, dass dieser Gedanke eher meinem Traum als der damaligen Realität angehört). Ich las gerade einen Band der präntiösen Memoiren eines österreichischen Schriftstellers, aber von einem bestimmten Augenblick an war ich so verärgert (tatsächlich geriet ich heute Morgen geradezu in Harnisch), dass ich ihn zuklappte, und entgegen meiner Gewohnheit, wenn ich in der Eisenbahn reise und mich nicht unterhalte, lese, mein Repertoire durchgehe oder mich an Misserfolge oder Erfolge erinnere, schaute ich nicht »direkt« die Landschaft an, sondern

die Mitreisenden in meinem Abteil. Die Frau schlief, die Männer waren wach.

Der erste Mann sah, anders als ich, die Landschaft an; er saß mir genau gegenüber, den mächtigen Kopf mit dem krausen grauen Haar nach rechts gewandt, während eine auffallend kleine Hand – so klein, dass es schien, als könnte sie keinem echten menschlichen Körper angehören – langsam über die Wange strich. Ich konnte seine Gesichtszüge nur im Profil sehen: Bei aller Unbestimmbarkeit seines Alters – er besaß eine jener fast magischen Erscheinungen, die den Eindruck erwecken, als widerständen sie über Gebühr dem Druck der Zeit, als würde die Drohung eines baldigen Todes und die Hoffnung, nunmehr für immer in einem unverehrten Bild fixiert zu sein, ihre Anstrengung belohnen – wirkte er jedoch mehr als reif aufgrund jener üppigen, wie mit Raureif bedeckten Vegetation, die ihn krönte, und aufgrund zweier Einkerbungen – holzige Zäsuren in einer glatten Haut – zu beiden Seiten eines unkonturierten und im Grunde ausdruckslosen Mundes, die gleichwohl an jemanden denken ließen, der jahrelang bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit bereitwillig ein Lächeln aufgesetzt hatte. In diesem präzisen Augenblick seiner undefinierbaren Jahre empfand man ihn als friedlich, sah man ihn klein von Gestalt und vermögend, mit einer eleganten, wenn auch leicht abgetragenen und etwas kurzen Hose – die Schienbeine fast entblößt – und einem funkelnagelneuen Jackett, in dessen Stoff sich zu viele Farben mischten. Ein Mann, den der Reichtum spät erreicht hat, dachte ich; vielleicht ein

mittlerer Unternehmer, unabhängig, aber strebsam. Da mir sein Blick entging, den er nach draußen richtete, hätte ich nicht sagen können, ob es sich um eine vitale oder um eine schwermütige Person handelte (obwohl er stark parfümiert war und damit eine überlebte, aber noch immer unüberwundene Eitelkeit verriet). Jedenfalls schaute er ungewöhnlich aufmerksam, fast könnte man sagen, sprechend, so als verfolge er in diesem Augenblick das Entstehen einer Zeichnung oder als sei das, was sich seinen Augen darbot, Wasser oder Feuer, denn von beidem kann man bisweilen nur schwer den Blick lösen. Aber die Landschaft ist niemals dramatisch, so wie es das Entstehen einer Zeichnung oder das bewegliche Wasser oder das veränderliche Feuer ist, und deshalb bringt ihre Betrachtung den Müden Erholung und langweilt diejenigen, die nicht ermüden. Ich mit meiner robusten Statur und einer Gesundheit, über die ich mich nicht beklagen kann, wenn ich bedenke, dass mein Beruf eine wahrhaft eiserne erfordert, ermüde gleichwohl sehr rasch, weshalb ich mich entschied, meinerseits die Landschaft zu betrachten, »indirekt« und durch die unsichtbaren Augen des Mannes mit den kleinen Händen, der eleganten Hose und dem verwegenen Jackett. Aber da es schon dunkel wurde, sah ich kaum etwas – nur Halbreiefs – und dachte, dass der Mann vielleicht sich selbst im Fensterglas betrachtete. Ich zumindest konnte ihn nach einigen Minuten, als nach dem kurzen, zögerlichen Schimmer einer noch immer nördlichen Abenddämmerung das Licht seine sanfte Niederlage erlitt, abgebildet, verdoppelt, wiederholt in der Fensterschei-

be sehen, fast ebenso deutlich wie in der Wirklichkeit. Kein Zweifel, entschied ich, der Mann forschte seine Gesichtszüge aus, er betrachtete sich selbst.

Der zweite Mann, der mir schräg gegenüber saß, hielt den Blick unverwandt nach vorn gerichtet. Er besaß einen jener Köpfe, deren bloße Betrachtung jeden innerlich beunruhigt, der noch einen nicht freigeräumten Weg vor sich hat oder, mit anderen Worten, der noch von seiner eigenen Anstrengung abhängt. Die Kahlheit, die verfrüht eingetreten sein musste, hatte weder seine Selbstzufriedenheit noch die Unstillbarkeit seines Machthungers geschwächt, und sie hatte auch nicht den verletzenden Ausdruck seiner Augen gemildert – oder auch nur getrübt –, die es gewohnt waren, rasch über die Dinge der Welt hinwegzugleiten – gewohnt, von den Dingen der Welt verwöhnt zu werden –, und die Farbe des Cognacs besaßen. Seine eigene Unsicherheit hatte sich erlaubt, lediglich den Tribut eines gepflegten schwarzen Schnurrbarts zu zahlen, der seine plebejischen Gesichtszüge verbarg und ein wenig vom Fettansatz seines Kopfes, seines Halses und seines zur Konvexheit neigenden Brustkorbs ablenkte, ein Fettansatz, der in anderen, von ihm unterworfenen Augen noch immer als Robustheit hätte gelten können. Dieser Mann war ein Potentat, ein Ehrgeizling, ein Politiker, ein Ausbeuter, und seine Kleidung, vor allem das glänzende Jackett und die Krawatte mit Krawattennadel, schien von jenseits des Atlantiks zu kommen oder vielmehr von einer höflichen europäischen Konzession an den Stil, den man in Übersee für elegant hält. Er mochte zehn

Jahre älter sein als ich, aber ein krampfartiger Zug, der sich sogleich bei dem angedeuteten Lächeln bemerkbar machte, an dem sich seine wulstigen Lippen ab und zu stumm versuchten – wie jemand, der seine Körperhaltung verändert oder die Beine übereinanderschlägt oder wieder nebeneinanderstellt, mehr nicht –, ließ mich denken, dass diese präpotente Person womöglich ein kindliches Element in ihrem Charakter barg, das, in Verbindung mit ihrem energischen Äußeren, die Reaktion eines jeden, der es zu erfassen wüsste, zwischen Spott und Schrecken – mit einigen Tropfen irrationalen Mitleides – schwanken ließe. Vielleicht war dies das Einzige, was ihm im Leben fehlte: dass seine Wünsche verstanden und erfüllt wurden, ohne dass er sie ausdrücken musste. Selbst im sicheren Gefühl, sie zu verwirklichen, sähe er sich vielleicht gezwungen, ein ums andere Mal auf Tricks, Drohungen, Verwünschungen, Ohnmachten zurückzugreifen. Aber womöglich nur, um sich zu amüsieren, womöglich, um in regelmäßigen Zeitabständen seine komödiantischen Talente auf die Probe zu stellen und nicht an Geschmeidigkeit zu verlieren. Womöglich, um die Unterwerfung vollkommen zu machen, denn ich weiß nur zu gut, dass es keine wirksamere noch dauerhaftere Unterwerfung gibt als jene, die auf einer Vorspiegelung oder, mehr noch, auf etwas beruht, was nie existiert hat. Dieser Mann, den ich in meinem Traum von Anfang an für ebenso feige wie tyrannisch hielt, schaute mich – ebenso wenig wie der andere – nicht ein einziges Mal an, zumindest dann nicht, wenn ich es hätte bemerken können, das heißt, während ich ihn

anschaute. Dieser Mann, von dem ich jetzt zu viel weiß, schaute, wie gesagt, gleichmütig vor sich hin, als stünde auf dem leeren Sitz, den er sicher nicht wahrnahm, der detaillierte Bericht einer ihm bekannten Zukunft geschrieben, den er lediglich einer Überprüfung unterzog.

Während also diese ausbeuterische Person ihr ganzes Gesicht sehen ließ und das fast magische Individuum weiter nichts als das Profil, war die Frau, die zwischen beiden saß, mit der die Männer vielleicht reisten oder vielleicht auch nicht, vorläufig völlig gesichtslos. Sie hielt den Kopf aufrecht, aber vor ihrem Gesicht hing das glatte, kastanienbraune Haar, das bewusst nach vorne geworfen war, vielleicht um den leichten Eisenbahnschlaf vor dem Licht zu schützen, vielleicht auch, um nicht grundlos das Bild von Intimität und Gelöstheit zu bieten, um das sie selbst nicht wissen würde, ihr schlafendes und lebloses Bild. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen, und die Winterstiefel mit extraflachen Absätzen ließen nur den oberen Teil des Unterschenkels sehen, der sich in einem Knie fortsetzte, auf dem der schwache Schimmer der Strümpfe sich verdichtete, und am Rand eines schwarzen Rockes endete, der mir aus Wildleder zu sein schien. Die ganze Gestalt, mit Ausnahme des Gesichts, machte den Eindruck von Makellosigkeit, von Bestimmtheit, von Vollendung, von Richtigkeit, so als ließe sie weder Veränderungen, Verbesserungen noch Widerspruch zu – wie die bereits zu Ende gegangenen Tage, wie die Legenden, wie die Liturgie der etablierten Religionen, wie die Gemälde vergangener Jahrhunderte, an die zu rühren niemand wagen

würde. Die Hände, im Schoß liegend, ruhten zugleich aufeinander, die rechte mit offener Handfläche, die linke – senkrecht aufgestützt – mit halbgeschlossener Faust. Aber der Daumen dieser Hand – lange Finger, leicht knochige Finger, wie von jemandem, der vor der Zeit der Versuchung unterliegt, der Jugend Lebewohl zu sagen – bewegte sich leicht, mit Unterbrechungen, so wie sich manchmal jemand unwillkürlich und krampfartig bewegt, der gegen seinen Willen schläft. Sie trug eine altmodische Perlenkette; sie trug eine rote Stola um den Hals; sie trug einen doppelten Silberring am Mittelfinger. Die Haarmähne, die sie sicherlich mit einer einzigen, oft ausgeführten Kopfbewegung in diese Lage gebracht hatte, erlaubte nicht, sich auch nur ausgehend von einem einzigen sichtbaren Merkmal eine Vorstellung von der Gesamtheit der Gesichtszüge zu machen, so dicht fiel sie wie ein undurchsichtiger Vorhang herab. Deshalb betrachtete ich eingehend die Hände. Außer der Bewegung des Daumens gab es noch etwas, was mir auffiel: Nicht so sehr die – kräftigen, weißlichen, gepflegten – Fingernägel als die Haut ringsum wirkte abscheulich abgebissen oder verbrannt, so sehr, dass man veranlasst war zu glauben, die Haut der Zeigefinger – denn es war vor allem die der Zeigefinger – existiere gar nicht, und zu zweifeln, sie habe jemals existiert. Die Ränder dieser Fingernägel hatten eine schwere Entstellung an der Hautoberfläche erlitten, die ein hässliches Rot hinterlassen hatte, wie es typisch ist für eine Entzündung, oder aber ihr Fleisch lag bloß. Ich dachte, wenn es sich um das Letztere handelte (denn ich konnte

es nicht genau erkennen), dann war dies nicht so sehr eine Arbeit der ungesehenen Schneidezähne der schlafenden Frau und des Mädchens, das sie einmal gewesen war, als eine Arbeit der Zeit selbst, denn die Verkümmernung – darum schien es sich zu handeln – bedarf der mangelnden Benutzung und Tätigkeit, des Willens zur systematischen Beseitigung nicht weniger als des zeitlichsten aller Dinge, das zugleich alle Dinge am meisten ihrer Zeitlichkeit enthebt, das heißt der Gewohnheit (oder ihres immer späten Abkömmlings, des Gesetzes, das ankündigt, dass die Zeit der Gewohnheit vorüber und zugleich das Ende der Enthebung ist). Ich begann gerade, meine Gedanken ein wenig um diese Fragen kreisen zu lassen, von denen ich nichts verstehe und in Wirklichkeit nichts weiß, als eine starke Erschütterung des Zuges bewirkte, dass jenes leuchtende, glatte, kastanienfarbene Haar plötzlich einen Augenblick lang das Gesicht entblöste, das es bewachte. Dieses Gesicht erwachte nicht, und es dauerte nur wenige Sekunden, bis alles wieder in seine vorherige Lage zurückfand, aber an den vollen, zusammengepressten, angespannten Lippen, an den zusammengepressten, angespannten und von winzigen geröteten Adern durchzogenen Augenlidern (an den ungesehenen, geschlossenen Augen) sah ich, dass die schlafende Frau – wie soll ich sagen? – litt. Vielleicht sah ich, dass sie sich in Melancholie verzehrte.

Nachwort des Autors

Am Ursprung des Romans »Der Gefühlsmensch« stehen zwei Bilder: Das erste könnte, eher als der Wirklichkeit, einer illustrierten Ausgabe der »Sturmhöhe« oder einer auf Emily Brontës Roman basierenden Verfilmung angehören. Das Bild zeigt einen Mann und eine Frau in ländlicher Umgebung, getrennt durch einen Zaun. Sie sprechen miteinander, vielleicht finden sie sich gerade, vielleicht trennen sie sich. Dieses Bild erscheint jedoch nicht in meinem Buch; es diente als Inspiration, es war sein erster Herzschlag – so hätte Nabokov gesagt – und verschwand. Das zweite Bild hingegen entstammt der Wirklichkeit und ist auch im Buch, in seinem ersten Teil, enthalten: Als ich im Zug von Mailand nach Venedig reiste, saß mir drei Stunden lang eine Frau gegenüber, die exakt der äußerlichen und moralischen Beschreibung entspricht, die der Leser wenige Seiten nach Beginn der Lektüre findet. Als ich zu schreiben begann, verfügte ich über nicht viel mehr, abgesehen von dem Satz, der die Erzählung eröffnet.

Das ist meine gewöhnliche Arbeitsweise. Ich muss mich vorantasten, und nichts würde mich mehr langweilen und abschrecken, als von vornherein, zu Beginn

eines Romans, genau zu wissen, wie dieser sein wird: welche Gestalten ihn bevölkern, wann und wie sie auftreten oder verschwinden, was aus ihren Leben oder dem Bruchstück ihrer Leben werden wird, das ich zu erzählen habe. All dies geschieht, während der Roman geschrieben wird, es gehört in das Reich der *Erfindung*, in der etymologischen Bedeutung von Entdeckung, Fund; und es gibt sogar Augenblicke, da man innehält und zwei mögliche Fortsetzungen vor sich sieht, die völlig entgegengesetzt sind. Wenn das Buch abgeschlossen ist – das heißt, wenn die Erfindung abgeschlossen ist, wenn das Buch auf eine bestimmte Weise *ist*, die durch die Veröffentlichung unabänderlich wird –, scheint es unmöglich, dass es anders hätte sein können. Und dann *glaubt* man, man könne von ihm sprechen, man könne es sogar mit anderen Worten als den in diesem Buch verwendeten erklären, so als müssten diese nicht in allen Fällen genügen.

»Der Gefühlsmensch« ist eine Liebesgeschichte, in der die Liebe weder sichtbar ist noch lebt, sondern angekündigt und erinnert wird. Ist dies möglich? Kann etwas wie die Liebe, die immer dringend und unaufschiebbar ist, die Gegenwart und Erfüllung oder unmittelbare Zerstörung erfordert, angekündigt werden, bevor sie überhaupt existiert, oder wirklich erinnert werden, wenn sie nicht mehr existiert? Oder verhält es sich so, dass die Ankündigung selbst und die bloße Erinnerung *bereits* beziehungsweise *immer noch* einen Teil dieser Liebe bilden? Ich weiß es nicht, wohl aber glaube ich, dass die Liebe weitgehend auf ihrer Vorwegnahme und auf ihrer Erinnerung gründet. Sie ist das Gefühl, das

das größte Maß an Vorstellungskraft erfordert, nicht nur, wenn man es erahnt, wenn man es kommen fühlt, und nicht nur, wenn derjenige, der es erfahren und verloren hat, das Bedürfnis empfindet, es sich zu erklären, sondern auch, solange die Liebe selbst sich entwickelt und in voller Blüte steht. Sagen wir, sie ist ein Gefühl, das *zusätzlich* zu dem, was die Wirklichkeit ihm verschafft, immer ein Quantum an Fiktion benötigt. Mit anderen Worten, die Liebe hat immer eine imaginäre Dimension, so greifbar und wirklich wir sie auch in einem gegebenen Augenblick empfinden. Sie harrt immer ihrer Erfüllung, sie ist das Reich dessen, was sein kann. Oder aber dessen, was hätte sein können.

In diesem Reich bewegen sich die Figuren des Romans »Der Gefühlsmensch«, oder zumindest wohnen wir vor allem jenen Bruchstücken ihrer Geschichte bei, in denen sie – durch Vorwegnahme oder in der Erinnerung – am meisten in das Zusammenleben mit der Liebe verstrickt sind, das heißt, wenn sie sie noch nicht besitzen oder sie bereits verloren haben. Die beiden männlichen Hauptfiguren des Buches unterscheiden sich darin, dass der eine der beiden sich nicht mit dieser imaginären, projizierten oder fiktiven Dimension abfindet, sondern die notwendigen Schritte unternimmt, damit seine erahnte Liebe durch seine erlebte Liebe ersetzt wird (damit seine Liebe sich erfüllt), während der andere, der eigentliche Gefühlsmensch, mit Geduld, wenn auch nicht resigniert, den imaginären, einseitigen Modus akzeptiert und sich lebenslang in ihm eingerichtet hat. Für die eine Figur wird das Ende der Liebe keine allzu katastrophalen Folgen

haben – so wie tatsächlich für fast niemanden in der heutigen Gesellschaft –, denn in dem Augenblick, da er sich für das Wirkliche oder, wenn man so will, das *Erfüllte* entschieden hat, hat er bereits den Gesichtspunkt der Erinnerung gewählt, der all diese Dinge erträglich macht. Hingegen sieht sich die andere, als sie ihre unerfüllte (und als solche aufgefasste) Liebe verliert, gezwungen, das wahre Reich der Liebe – das der Möglichkeit und der Vorstellungskraft – zu verlassen. Und dieser Verlust ist es vor allem, der diese Figur verzweifeln lässt.

Zwischen beiden steht eine weibliche Figur, Natalia Manur, die nur verschwommen, wie durch einen Schleier hindurch, gezeigt wird. Nur ein einziges Mal, zu Beginn, im Schlaf, sieht man sie deutlich, so wie ich die Frau im Zug von Mailand nach Venedig gesehen habe. Das mag überraschend sein, da es sich zugleich um eine zentrale Gestalt handelt. Aber vielleicht gehört sie zu jener langen Reihe fiktiver Frauengestalten (wie Penelope, wie Desdemona, wie Dulcinea und so viele andere, weniger erhabene), die da sind, aber nicht existieren: Sie sind gewiss die gefährlichsten für all diejenigen, die mit ihnen in Berührung kommen, und der Erzähler des Romans scheint dies wohl zu wissen: »Ich weiß nur zu gut«, sagt er, »dass es keine wirksamere noch dauerhaftere Unterwerfung gibt als jene, die auf einer Vorspiegelung oder, mehr noch, auf etwas beruht, was nie existiert hat.« Man kann sich fragen, ob dieser Erzähler auch sagen wollte: »auf etwas, was sich nicht erfüllt hat«.

J. M., März 1987